

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Catherine Gaskin
Wie Sand am Meer

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Erstes Buch

Kapitel 1

»Ich bin die Auferstehung und das Leben, spricht der Herr, wer an mich glaubt, den werde ich auferwecken am Jüngsten Tage.«

Bewegungslos verharrte die Menge, die dichtgedrängt an Deck der *Georgette* stand. Sie lauschte den monotonen Worten der Totenfeier, die der Kapitän so kühl und leidenschaftslos abhielt. Nur ein paar Neugierige drängten sich nach vorn, um das eingenähte Segeltuchbündel, das fast ganz der Union Jack bedeckte, besser sehen zu können.

Es war um die Mittagsstunde eines Junitages des Jahres 1792. Die *Georgette*, ein mit 64 Kanonen bestückter Zweidecker der Ost-Indien-Kompanie, war vor zehn Tagen mit Kurs auf Kapstadt aus Rio ausgelaufen. Sie hatte Order, sich gleich nach Kapstadt südlich gegen die Antarktis zu wenden, um dann ostwärts einer Route zu folgen, die nur wenige Schiffe vor ihr je befahren hatten. Ihr Bestimmungsort war eine Niederlassung, die erst vor vier Jahren an der Küste von Port Jackson in der neuen Kolonie von New South Wales gegründet worden war. Man kannte sie noch kaum unter ihrem eigentlichen Namen Sydney; der gebräuchliche Name, der auch in den Gerichtshöfen und Gefängnissen Englands umlief, war Botany Bay. Er bezeichnete die gefürchtete Siedlung, die man errichtet hatte, um Verbrecher loszuwerden, ein einziger Kerker, der jede Flucht zunichte und jede Hoffnung auf eine Rückkehr nach England aussichtslos machte.

Ja, die *Georgette* war ein Sträflingsschiff, und der Gedanke an Botany Bay lebte beständig im Gedächtnis jener, die stumm den Worten des Kapitäns lauschten.

Es war ein seltsames Bild, wie sie sich dort um das flaggenbedeckte, segeltuchverschnürte Bündel scharten. Die Mienen der barfüßigen und schmutzigen Mannschaften vom Vorder- und Achterdeck zeigten eine etwas erzwungene Feierlichkeit; was bedeutete ihnen schon dieser Mensch dort in dem Segeltuchpaket! Einer oder zwei von ihnen hatten zur Feier der Stunde ihr

fettiges Haar zu Zöpfen geflochten. Sie waren alle ungewaschen und rochen entsetzlich.

Der Erste Offizier, vier weitere Offiziere, ein Maat und sechs Seekadetten standen in starrer Haltung hinter dem Kapitän. Der Schiffsarzt hatte sich ganz ans Ende der Reihe gestellt. Man sah ihm an, daß er nicht zu der kleinen Schiffshierarchie gezählt werden wollte. Alle Gesichter in dieser Reihe zeigten den gleichen kalten Ausdruck, der sich auch in den Augen der Mannschaft widerspiegelte. Ihre Blicke waren an den Horizont geheftet, der im Auf und Nieder des Schiffes zu tanzen schien. Die Worte der Predigt stießen auf taube Ohren, sie hatten sie oft genug gehört, und nur die Seekadetten, jung und noch Neulinge auf See, schienen tief beeindruckt. Der jüngste unter ihnen, ein Bursche von vierzehn Jahren, der seine erste Reise machte, warf immer wieder kurze, verstörte Blicke auf das Bündel.

Ein Mann und eine Frau standen mit ihren beiden Kindern ein wenig seitwärts hinter den Offizieren. Ihre Blicke drückten Unbehagen aus, so als fühlten sie förmlich, wie wenig ihre Magd, die dort unter dem Segeltuch ruhte, die Mannschaft anging. Sie war nur eine von vielen gewesen, die niemals auch nur den geringsten Eindruck auf all diese Männer gemacht hatte, die ihr wohl ein dutzendmal am Tage an Deck begegnet waren. Der Wind spielte mit den langen bunten Röcken der Frau und ihrer Tochter, spielte mit den Fransen ihres Schals. Farbe und Flattern des weichen Gewebes wirkten fast etwas leichtfertig in diesen steifen Reihen.

Weit entfernt vom Kapitän und sorgfältig abgesondert von den anderen standen die Sträflinge. Die bewaffneten Aufseher sorgten für eine scharfe Trennung.

Zweihundertundsieben Gefangene waren an Bord der Georgette, eine zusammengewürfelte menschliche Fracht, die im Dunkel des Zwischendecks hauste und bar aller Hoffnung auf Rückkehr die Landung in Botany Bay erwartete. Mürrisch und unterwürfig ließen sie das Begräbniszeremoniell vorübergehen. Sie wendeten oft ihre Köpfe zur Seite, und ihre Blicke wanderten von den Masten zur Takelage und verloren sich in der Endlosigkeit des fernen Horizontes. Sie blinzelten in das grelle Licht, denn die Weite zwischen Himmel und Meer tat ihren Augen weh, da sie Wochen im Dunkel des Lagerraumes verbracht hatten. Erbarmungslos trieb der Wind seinen Spott mit ihren Lumpen. Sie sahen wirklich verwegener aus, diese

Handvoll Männer und Frauen.

Kaum einer trug ein heiles Paar Schuhe oder Stiefel. Die um ihre Gestalten schlotternden Fetzen gaben ihnen das Aussehen von Vogelscheuchen. Sie trippelten von einem Fuß auf den anderen und kosteten weidlich das Gefühl aus, die Füße bewegen zu können, die Lungen mit frischer Luft füllen zu dürfen.

»Den Leib geben wir der Erde anheim zur Verwesung.« Neugierig streckten sie die Hälse vor, als nun das Segeltuchbündel aufgehoben und durch eine der offenen Stückpforten geschoben wurde. Die Flagge wurde eingeholt, und mit einem dumpfen Laut versank der Körper im Meer. Sekundenlang zuckte es in einigen Gesichtern erschrocken auf bei diesem klatschenden Laut. Mitten aus den Reihen der Sträflinge erhob sich ein verhaltener Schrei, und ein etwa elfjähriges Kind schlug die schmutzigen Hände aufschluchzend vors Gesicht. Niemand nahm Notiz davon, nur eine Frau tätschelte dem Kind ein wenig verlegen und liebevoll die Schultern. Das Kind weinte leise vor sich hin, aber die Stimme des Kapitäns übertönte alles. Als hätte sie plötzlich empfunden, daß ihr Gewimmer störend wirkte, hörte die Kleine auf und hob das Köpfchen. Die Tränen hatten auf den schmutzigen Wangen kleine helle Rinnen gezogen.

Schließlich sah der Kapitän von seinem Buch auf und sprach die letzten Worte des Rituals aus dem Gedächtnis.

»Amen«, murmelte die Menge im Chor. Sie wartete auf das Zeichen zum Aufbruch.

Man spürte förmlich die Spannung unter den Sträflingen, die sich zu einem Zuge ordneten, um sich wieder in ihre Verliese zu begeben.

Andrew Maclay, Zweiter Offizier der Georgette, beobachtete scharf diesen zerlumpten barfüßigen Haufen. Was für eine elende Bande, mußte er denken, wahrhaftig kein malerisches Bild. Eine Ansammlung von Dieben und Lumpen, von denen manche noch froh sein konnten, dem Galgen entronnen zu sein. Sie raunzten einander an, als sie sich um die Einsteiglücke drängten. Die scharfe Stimme eines Wächters forderte Ruhe.

Andrews Augen ruhten noch einen Moment auf der raunenden und stoßenden Masse, und er überlegte, daß es wohl anderer Methoden bedürfte, als die der Deportation nach New South Wales, um diese traurige Gesellschaft zu bessern. Er wollte gerade die Stiege zur Kapitänskajüte hinauflaufen, als ihn die

schrill und entrüstet aus der Menge aufsteigende Stimme einer Frau innehalten ließ: »He, was tun Sie da!? Sie stoßen ja das Kind die Treppe hinunter!«

»Hüte deine Zunge, du . . .« Der Satz verlor sich in einer Flut von Flüchen.

Andrew drehte sich blitzschnell um. Die Menge teilte sich und wartete schweigend, was nun geschehen würde. Der Wächter, durch das Verstummen des Haufens auf den Offizier aufmerksam geworden, drehte sich eilig herum. Er wies mit dem Daumen nach hinten auf die Gefangene, die eben geschrien hatte. »Die da macht Ärger, Sir«, sagte er. »Hält nur alle auf.« Die Frau hatte eine Hand auf den Arm des kleinen Mädchens gelegt, das vorhin mit seinem Schluchzen die Trauerfeier gestört hatte. Jetzt richtete sie sich zur vollen Höhe auf, schaute von dem Wärter auf Andrew, und es war, als bebten die schäbigen Reste des Kleides von ihrem mühsam beherrschten Zorn.

»Sie haben es doch selbst gesehen!« sagte sie herausfordernd zu Andrew. »Der dort hätte sie fast hinuntergestoßen, Sir!«

Mit einer wilden Gebärde richtete der Wärter seine Flinte gegen die Frau. Die Gefangenen rückten noch enger zusammen, streckten die Köpfe vor und warteten begierig auf den Ausbruch des Streits. Der Befehl zur Bestrafung der Frau hätte ihnen Zerstreuung gebracht.

Der Anblick dieser verschlagenen lauernenden Gesichter machte Andrew elend. Nicht die Spur von Mitleid kannten die Leute für ihresgleichen, nicht einmal für ein Kind.

»Ruhe jetzt!« befahl er. Und zur Frau gewandt:

»Gehen Sie!«

Sie warf ihm einen langen Blick zu, dann drängte sie das Kind zur Luke hin. Der Wärter, sichtlich erleichtert, begann erneut, den Haufen vorwärts zu stoßen. Wieder schwoh das Gemurmel.

»Halten Sie Ordnung«, sagte Andrew kurz zu dem Aufseher schon im Fortgehen.

»Aye, aye, Sir!«

Auf dem Weg in die Kajüte dachte Andrew über den Zwischenfall nach. Ein paar Sekunden, und alles war vorbei gewesen, die anderen Offiziere hatten nicht einmal etwas bemerkt. Man konnte den Vorfall noch nicht einmal einen Verstoß gegen die Disziplin nennen. Mit so etwas mußte man eben rechnen, wenn man den Haufen an Deck ließ. Die Frau hatte Mut

bewiesen, das mußte man sagen. Er wollte sich ihr Bild ins Gedächtnis rufen. Aber sie unterschied sich in nichts von all den anderen Frauen in diesen elenden Lumpen, die alle gleichmachten. Deutlich erinnerte er sich nur an das ärgerliche Aufblitzen ihrer Augen in dem Augenblick, als sie sich zu ihm wandte.

Die Hand auf der Klinke zur Kapitänskajüte, durchfuhr es ihn, daß ihre Stimme wie die einer gebildeten Frau geklungen hatte.

Kapitel 2

Bereitwillig wie alle hatte auch Andrew Kapitän Marschalls Einladung zum Essen nach dem Begräbnis angenommen. Alle waren dankbar für diese Ablenkung. Die ziemlich lärmenden und ausgedehnten Mahlzeiten an der Kapitäntafel entschädigten für Wochen der Eintönigkeit in der Messe.

Bequem lehnte er sich im Stuhl zurück, und zufrieden und schläfrig beobachtete er James Ryder, einen wohlhabenden Gutsbesitzer aus Ostengland, der sich aus unerfindlichen Gründen als Farmer in New South Wales niederlassen wollte. Andrew dachte bei sich, daß ein solcher Entschluß eigentlich von unglaublicher Überspanntheit zeuge, wemgleich der Mann ganz vernünftig aussah.

Er trug einen gutgeschnittenen Rock aus blütenweißem Linnen, ein Zeichen seines Standes. Ryders hübsche, zarte Gemahlin war ebenfalls zum Mahle gebeten worden. Aber die Trauerfeier hatte sie ermüdet, und so zog sie es vor, gleich in ihre Kabine zu gehen. Auch Howlett, der Proviantmeister, war nicht da, und außerdem fehlte in der Tafelrunde noch Roberts, der Vierte Leutnant.

Es war mittlerweile Nachmittag geworden, aber das Mahl war immer noch im Gange. Sie hatten gut gespeist. Der Madeira war köstlich und reichlich. Ihre Laune war glänzend, und zwar ungeachtet dessen, daß ihr Gespräch sich nun schon zum zweiten Mal um das traurige Ereignis drehte, dessen Zeuge sie heute mittag gewesen waren.

Brooks, der Schiffsarzt, wandte sich an Ryder:

»Ihrer Frau Gemahlin dürfte der Tod ihrer Dienerin wohl sehr

ungelegen kommen . . . Wirklich fatal . . .«

Ryder nickte zustimmend: »Da haben Sie recht, Mr. Brooks.«

Andrews Augen glitten über die Gesichter der Anwesenden, und neugierig beobachtete er ihr Mienenspiel, als das Thema wieder angeschnitten wurde. Alle Altersstufen waren vertreten, von dem vierundzwanzigjährigen Leutnant Wilder bis zu dem ältlichen Kapitän, der ungefähr Mitte Fünfzig war. Insgesamt waren sie sechs Personen, der Kapitän, Harding und Wilder, der Erste und Dritte Offizier, Brooks, James Ryder und er.

Ryder spielte mit Brotkrumen auf seinem Teller. Er räusperte sich, bevor er das Wort an den Kapitän richtete:

»Meine Frau wüßte gern, ob es stimmt, daß unter den Sträflingen eine Frau namens Sara Dane ist?«

Es blieb eigenartig still nach diesen Worten.

Der Kapitän neigte die Weinkaraffe über sein Glas. Ryder hatte den Wein in Teneriffa an Bord gebracht, und es war wirklich ein köstlicher Tropfen. Er nippte daran und hob dann den Blick zu seinem Passagier:

»Wie soll sie heißen, Mr. Ryder?«

»Sara Dane, Sir!«

Der Kapitän sah seinen Ersten Offizier an.

»Mr. Harding, erinnern Sie sich des Namens auf Ihrer Liste?«

Harding schüttelte verneinend den Kopf.

»Wir haben immerhin siebenundsechzig weibliche Gefangene an Bord. Kann mich wirklich im Augenblick nicht erinnern, ob diese Person darunter ist.«

Er wandte sich an Ryder:

»Sie haben irgendein Interesse an der Frau?«

Ryder nahm sich Zeit zur Antwort. Er runzelte die Stirn. Seine lederne Haut war dunkler geworden und wirkte noch gröber als sonst gegen das glatte Weiß seiner Hemdbluse.

»Sie wissen ja, meine Frau verträgt die Seefahrt schlecht. Sie ist so oft in die Kabine gebannt, daß ich wirklich nicht mehr weiß, was ich mit den Kindern anfangen soll, jetzt nach Martha Barrets Tod. Sie verstand es mit ihnen, das wissen Sie ja.«

Harding nickte nur und wartete darauf, daß Ryder fortfahre.

Da ergriff Brooks das Wort. Seine Stimme klang kalt:

»Suchen Sie etwa deswegen nach dieser Frau, Sir, wollen Sie sie etwa zum Kindermädchen für Charles und Ellen bestellen?«

Andrew sah, wie unbehaglich Ryder dieser Ton war.

»Hätten Sie irgendwelche Einwände gegen einen solchen Plan, Mr. Brooks?«

»Nun wohl . . .«, der Arzt zögerte: »Sie kennen sie nicht, oder?«

»Nicht persönlich, nur vom Hörensagen!«

Die ganze Runde war aufmerksam geworden. Andrew sah, wie sich der Kapitän vorbeugte. Er stützte die Ellenbogen auf und umklammerte sein Glas mit beiden Händen.

»Bevor wir uns in Portsmouth einschifften, erhielt meine Frau von ihrer Freundin aus Rye einen Brief. Sie schrieb darin von einer Sara Dane, die Bedienstete in einer dortigen Pfarrersfamilie gewesen und vor ungefähr zwölf Monaten zur Deportation verurteilt worden sei. Meine Frau hat also berechtigte Hoffnung, daß sich diese Frau an Bord befindet. Wenn dem so ist, könnte sie uns mit ihren Erfahrungen während der Reise wirklich von großem Nutzen sein. Es ist allerdings sehr zweifelhaft, ob sie überhaupt die Haft in England überstanden hat«, fuhr er fort, »vielleicht aber ist sie auch schon in New South Wales oder wartet noch auf einen der nächsten Transporte«, endete er mit einem Achselzucken.

Wieder ergriff Brooks das Wort:

»Vor zwölf Monaten wurde sie verurteilt, sagen Sie, dann sollte es mich wirklich wundern, wenn sie nicht schon längst tot ist. Die Kerker starren vor Schmutz und Ungeziefer, und selbst die Straßenköter würden den Fraß nicht nehmen, den man den Gefangenen anbietet. Und wenn Typhus ausbricht, sterben diese armen Schlucker wie die Fliegen.«

Kapitän Marschall sah nacheinander seine Gäste an:

»Ich war mal in so einem Kerker, meine Herren . . . natürlich nicht notgedrungen.« Er legte eine Pause ein für das Gelächter, das auch pflichtschuldigst folgte. »Der Ort war völlig verwahrlost, und nicht einen Penny gab es für Instandsetzungen. Was glauben Sie, machte dieser Bursche von Kerkermeister? Er kettete die Gefangenen einfach an die noch einigermaßen festen Wände und scherte sich einen Deut darum, ob die brüchigen um sie herum zusammenstürzten.«

Andrew lauschte voller Interesse. Er hatte in seinem Leben noch keinen Blick hinter Kerkermauern getan, wo die Kerkermeister wie die Herren schalteten und walteten und an den Gefangenen ihre Launen ausließen.

»Was Sie dort gesehen haben, ist nichts Besonderes, Sir«, warf

Wilder ein. »Das gibt es alle Tage. Aber was sollen die Kerkermeister denn auch machen? Sie leben von dem, was sie aus den Gefangenen herausschinden. Man kann nicht erwarten, daß solche Orte Gasthäusern gleichen.«

»Gasthäuser ist gut!« Brooks lachte laut. »Glauben Sie mir, meine Herren, Sie kennen die Welt nicht, wenn Sie nicht einen Blick in so ein Frauengefängnis geworfen haben. Nicht selten stopfen sie dreißig bis vierzig Frauen in ein Loch, das kaum für zehn reicht. Ich habe diese Geschöpfe gesehen. Die paar Lumpen, die sie anhaben, kribbeln noch dazu von Läusen. Die meisten haben nicht einmal so viel Geld, damit sie den Wärter mit einer Kanne Bier traktieren können, es bleibt ihnen nichts anderes übrig, als zu verfaulen, und bei Gott, sie verfaulen auch bei lebendigem Leibe! Sollte mich je das Verhängnis treffen, ins Gefängnis zu kommen, so hoffe ich inständig, daß ich vorher genügend Geld zusammengestohlen habe, daß ich mir den Weg in die Freiheit wieder erkaufen kann.«

Keiner antwortete. Brooks Worte schienen wie in einen tiefen Schacht gefallen zu sein. Alle, mit Ausnahme von James Ryder, dösten vor sich hin. Die Hitze, das reichliche Mahl und der schwere Wein förderten nicht gerade die Unterhaltung. Aber Wilder gab sich einen Ruck. Andrew sah, wie er die Brauen hochzog und ein etwas geziertes Lächeln aufsetzte.

»Nach allem, was Sie soeben gehört haben, glauben Sie ernstlich, Mr. Ryder, daß es ein guter Gedanke ist, Ihre Frau Gemahlin und Ihre Kinder der Obhut einer solchen Person anzuvertrauen?« Wilder blickte von einem zum anderen und lächelte ironisch. »Man kennt diese Sorte ja zur Genüge, es ist ein offenes Geheimnis, daß sie die Haftgebühr mit ihrem eigenen Leibe zu bezahlen pflegen.«

»Ich bin trotzdem überzeugt, daß meine Idee gut ist, Mr. Wilder«, verteidigte sich Ryder.

»Ich würde nicht dazu raten, Sir«, meinte Wilder, nicht mehr ganz so forsch. »Diese Weiber sind alle Verbrecher!«

Andrew blickte zu Mr. Ryder, dem Mann mit den soliden Grundsätzen, dem beträchtlichen Vermögen und der beachtlichen Bildung. Die Offiziere der Georgette rätselten zum Zeitvertreib oft daran herum, was ihn wohl in die so unerschlossene Kolonie zog, wie er darauf verfallen sei, Weib und Kind die schier endlose Reise zuzumuten, nur um sich schließlich zwischen Wilden und Zuchthäuslern in einer Strafkolonie niederzulassen.

»Keine andere wird mir der Gouverneur als Bedienstete zuweisen können, wenn ich in New South Wales bin«, erwiderte Ryder und warf Wilder einen kalten Blick zu. »Ich nehme das Risiko auf mich. Meine Frau braucht unbedingt Hilfe für die Kinder!« Und zu dem Kapitän gewandt: »Kapitän Marschall, gestatten Sie, daß man auf dem Schiff nach dieser Frau sucht?«

»Aber natürlich«, beeilte sich der Kapitän mit der Antwort. Dieser alte Narr, dachte Andrew. Zum Dank für Ryders Freigebigkeit – der Madeira war wirklich ausgezeichnet – war er zu jeder Hilfe bereit. Die unwillkommene Aufgabe, diese Person aus dem stinkenden Loch dort unten loszueisen, würde ja einem seiner Offiziere zufallen. Wahrscheinlich würde man Brooks mit der Aufgabe betrauen, überlegte Andrew, es gehörte zu den Obliegenheiten des Schiffsarztes, das Sträflingsquartier täglich zu inspizieren. Plötzlich schoß es Andrew durch den Sinn, daß die Aufgabe ebensogut ihm zufallen konnte. Gott verhüte es! Verzweifelt hoffte er, daß der umherwandernde Blick des Kapitäns auf Brooks verweilen würde.

Da beugte sich der Kapitän über den Tisch und sagte zu Ryder: »Selbstverständlich, Sir, ganz meine Meinung, wenn Sie eine Frau von dort unten als Kindermädchen haben wollen, dann besser jetzt als später. Holen Sie nur das Beste aus ihr heraus, jetzt, da Sie so dringend eine benötigen.«

Gutgelaunt warf Andrew ein: »Vielleicht ist sie gar nicht so schlimm, Mr. Ryder. Es sind längst nicht alle schlimme Verbrecher. Es sind viele Wilddiebe darunter und ketzerische Priester, und die kann man wohl kaum als Verbrecher bezeichnen!«

»Wie denn sonst?« fragte Wilder.

»Sehen Sie«, holte Andrew aus, »ich würde einen Menschen nicht einen Verbrecher schimpfen, bloß weil er einen anderen Weg zum Heil lehrt, oder weil er ein oder zwei Hühner gestohlen hat.«

»Unbesonnene Worte, Mr. Maclay«, warf Harding lächelnd ein. »Ein sonderbarer Priester . . . gut, was macht das schon? Aber denken Sie einmal, Hunderte solcher Prediger, Tausende solcher Wilderer und Hühnerdiebe, dann sieht die Geschichte schon ganz anders aus. Bestraft man solche Leute nicht kategorisch, dünken sie sich bald ebensogut wie die Herren. Aus solcher Haltung erwuchs die Französische Revolution. Soweit ich es beurteilen kann, rührt das Unheil daher, daß der König

schwach genug war, diese Konsorten zusammenzurufen und ihnen den Gedanken einzublase, sie hätten bei der Regierung ein Wörtchen mitzureden. Daß sie dann bei der nächsten Gelegenheit nach der Macht griffen, war nur natürlich. Jetzt sitzt die königliche Familie in den Tuilerien, und bei dem hitzigen Temperament dieser Franzmänner kann es leicht passieren, daß die Königsfamilie noch unter der Guillotine endet.« Er machte eine Pause, um ruhiger fortzufahren: »Womit fängt das an? Nur damit, daß man einen einzigen Wilderer straflos ausgehen läßt und ein paar Priestern erlaubt, im Lande umherzuziehen und Zwietracht zu säen.«

Ryder nickte zustimmend: »Ich bin ebenfalls für Bestrafung. Gewiß, die Gesetze sind oft hart für die Armen, aber der Pöbel neigt nun einmal zur Rebellion, und man muß es den Leuten zeigen, daß sie die Gesetze nicht ungestraft brechen dürfen. Diese Volksaufwiegler aller Schattierungen sind schon gefährliche Subjekte. Geben Sie ihnen Gelegenheit, und sie stürzen Könige und Regierungen. Nehmen Sie nur diesen Schuft Tom Paine. Seine ›Menschenrechte‹ sind ein verräterisches Machwerk, für das er gehängt werden müßte.«

Selbst auf die Gefahr hin, jakobinischer Umtriebe verdächtigt zu werden, konnte sich Brooks nicht zurückhalten und entgegnete: »Alles was Tom Paine forderte, war eine parlamentarische Regierungsform und Altersrenten.«

»Ach was, er wollte die Monarchie abschaffen und das House of Lords«, fiel ihm Harding ins Wort. »Er verlangte Bildung auch für die Armen, und er wäre glücklich, wenn wir auch von einer Rotte Arbeiter regiert würden, genau wie die in Paris.«

»Schauen Sie sich doch die Wirkungen von Tom Paines Evangelium und der Französischen Revolution auf Irland an«, warf Ryder ein. »Wolf Tone ist zwar nur ein verrückter Heißsporn, aber die Iren sind noch lange nicht am Ende mit ihrem Aufstand, glauben Sie mir.«

Andrew meinte nachdenklich:

»Ich halte es nicht für fair, den Franzosen alle Schuld an dem irischen Aufstand in die Schuhe zu schieben. Ich glaube viel eher, die Iren haben es einfach satt, von englischen Soldaten regiert zu werden. Und was England betrifft, glauben Sie nicht, Mr. Ryder, daß gerade die Enteignung von Grund und Boden, die die Bauern in die Fabriken treiben, die wahre Ursache der Unruhen ist? Viele von denen, die früher glücklich und zufrieden lebten, verdienen kaum noch das Lebensnotwendigste.